
Jenseits des Lebens – Diesseits des Todes

Gerd Haeffner / München

„Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“, heißt es in einem alten Lied.¹ Wir hören es vielleicht nicht gern. Der Gedanke bringt Unbehagen mit sich. Und doch – wer könnte seine Wahrheit leugnen? Der Tod erwartet alle. Seit es Leben gibt, wird gestorben. Auch wir, die heute leben, werden sterben, eines Tages, eines Nachts, in sechzig, zwanzig oder zwei Jahren. Vor uns gingen andere Menschen in den von uns bewohnten Räumen aus und ein. Nur wenige sind noch da, bald niemand mehr. Eines Tages wird auch niemand von uns mehr da sein. Wir denken vielleicht, dass der Tod am Ende unseres Lebens kommen wird. Aber das ist ein Irrtum. Der Tod *ist* das Ende – ein Ende, das jederzeit kommen kann. So fährt man zuversichtlich in den Urlaub, nicht ahnend, dass einem unterwegs ein tödlicher Unfall geschehen wird. Man fühlt sich gesund und kräftig und hat die tödliche Krankheit schon in sich. Dass wir uns, soweit wir können, vor dem Tod schützen, zeigt gerade, dass er dauernd möglich ist. Wenn wir uns dieser Tatsache bewusst werden, baut sich in unserer Phantasie das Wunschbild auf, unser Leben möge vor dem Tod sicher sein. Die Frage ist aber, ob die Erfüllung dieses Wunsches überhaupt wünschenswert wäre.

Biologische Perspektive

Nehmen wir zunächst die biologische Perspektive ein! Sie bringt zwar nicht alles zum Ausdruck, was zum Leben gehört, sie kann aber auch nicht umgangen werden. Der Mensch gehört zu den Vielzellern. Weil diese Lebewesen hochkomplex sind, sind sie auch in hohem Maß angreifbar – wie der Volksmund weiß: Es gibt nur eine Gesundheit, aber zahllose Krankheiten. Ihre Lebensenergie ist beschränkt; und so ist auch ihre Lebensdauer. Einmal kommt der aufsteigende Bogen des Lebens wieder zum Boden zurück. Der Prozess des Alterns ist ebenso vorprogrammiert wie der Prozess der Entwicklung. Denn die Zeit des einzelnen Lebewesens ist im Wesentlichen dann vollendet, wenn es Nachkommen hervorgebracht hat und für diese so weit gesorgt hat, dass sie für sich selbst sorgen können. Das Individuum ist eingebettet in einen gewaltigen Prozess der Differenzierung von Lebensformen, den wir Evolution nennen. Tod und Se-

¹ *Gotteslob*, Nr. 654; *Evangelisches Gesangbuch*, Nr. 518.

xualität sind zwei Seiten derselben Medaille. Wer sein Dasein einer Mutter und einem Vater verdankt, muss sich damit abfinden, dass sie sterben und dass man selbst auch sterben wird.

Das Menschen-Leben ist wesentlich durch einen hohen Grad an natürlicher Differenz bestimmt: Differenz der Geschlechter, der Individuen untereinander, der Generationen. Die genannte Differenz wäre sinnlos *ohne* den Tod. Man stelle sich vor, dass wir – bei kontinuierlich abnehmenden Kräften – endlos leben würden: Wir müssten zusehen, wie sich inzwischen Generation um Generation ihre Welt zimmert, in der wir nicht mehr mitarbeiten können, in der wir kaum mehr gebraucht werden und in der wir uns auch nicht mehr zuhause fühlen. Stellen wir uns vor, dass die Nahrungsreserven immer knapper würden, der verfügbare Platz auf der Erde bald aufgebraucht wäre; stellen wir uns vor, welche bitteren Auseinandersetzungen entstehen würden zwischen denen, die nicht gehen wollen und immer mehr Ressourcen beanspruchen, und denen, die neu kommen und dieselben Lebenschancen haben wollen. Die Wunschvorstellung wandelt sich zum Horrorszenario. Es hat also keinen Sinn, sich den Tod wegzwünschen. Denn er hat seinen Platz mitten im Bauplan des Lebens selbst.²

Manche Menschen, die sehr alt werden und den Verfall ihrer Kräfte erleiden, sagen wohl deshalb: Wenn ich nur sterben könnte. Sie sind, wie die Bibel es von den alten Patriarchen sagt, „betagt und lebenssatt“ (Gen 25,8; 35,29) – letzteres im Doppelsinn: Auf der einen Seite ist ihr Lebenshunger gestillt, auf der anderen Seite haben sie „Mühsal und Beschwer“ des Lebens nun satt.

Personale Perspektive

Wenn wir die biologische Perspektive beiseite lassen und uns der Perspektive des persönlichen Erlebens zuwenden, zeigt sich auch hier, dass der Tod nicht nur eine Bedrohung des einzelnen Lebens ist, sondern auch eine Bedingung sinnvollen Erlebens und Handelns. Mit der Endlichkeit unseres Lebens ist gegeben, dass jeder Tag seinen Eigenwert hat. Etwas kann nur dann als eine Chance ergriffen werden, wenn es auch vertan werden kann. Wer die Chancen der Jugend vertut, dem bieten sie sich später nie mehr. Wer nicht im entscheidenden Moment die entscheidende Frage gestellt hat, dem bietet sich die Möglichkeit dazu vielleicht nie wieder. Umgekehrt: Wenn jedes Tun und Lassen immer noch revidiert werden kann, wenn es niemals zu spät ist, dann ist *jeder* Augenblick gleichgültig und *jeder* Entscheidung mangelt Endgültigkeit. Es ist der Ruf „*Les jeux sont faits; rien ne va plus*“,³ der den wichtigen Gelegenheiten des Lebens

² Vgl. N. Luyten (Hrsg.), *Tod – Preis des Lebens*. Freiburg 1980.

³ Ursprünglich der Ruf des Croupiers beim Roulette: „Das Setzen ist zu Ende; nichts geht mehr.“

das Siegel der Dringlichkeit verleiht.⁴ Es hat keinen Sinn, sich den Tod wegzuwünschen.

Unbehagen vor dem Tod

Dennoch: Auch wenn man eingesehen hat, dass ein Leben ohne Tod nicht wünschenswerter ist als das Leben mit seinem Tod, bleiben offene Fragen, bleibt die Angst vor dem eigenen Tod.⁵ Diese ist nicht zu verwechseln mit der Furcht vor schmerzlichen oder beschämenden Umständen des Sterbens. Das sichere Schicksal des Todes löst Fragen aus, die beängstigen können. Welche Motive der Angst vor dem Tod sind auflösbar, welche nicht?

„Ich kann nicht in Frieden gehen, weil mich Schuld belastet“

In der Volksmythologie kennt man das Motiv der Seele, die keine Ruhe findet und deshalb „umgeht“. Auch die Seelsorge kennt den sterbenden Menschen, der gequält wird vom Gedanken an seine Schuld, sei diese echt oder vielleicht nur eingebildet. Eine offene Aussprache oder eine ehrliche Beichte mit dem Zuspruch der Vergebung werden hier helfen. Es ist bemerkenswert, dass man dann die Aussage hören kann: Jetzt kann ich in Frieden gehen.

„Ich kann nicht beruhigt gehen aus Sorge um meinen zurückbleibenden Partner“
Die Sorge um zurückbleibende geliebte Menschen hat viele Formen. Manches kann man tun und ordnen, um dieser Sorge zu Lebzeiten zu entsprechen: durch finanzielle Dispositionen oder durch Freundschaft mit Menschen, die den/dem Hinterbliebenen Trost geben. Es bleibt freilich ein Rest, der nicht nur die Ungewissheit aller Vorsorge betrifft. Die Lösung heißt hier: Loslassen. Der Hinterbliebene muss lernen, seinen sterbenden und gestorbenen Partner zu lassen. Und auch der dem Tod Geweihte muss dies lernen. Das wird kaum möglich sein ohne ein gewisses Quantum des Glaubens an Gott, der aus seiner Verborgenheit heraus jedem der Nächste ist.

⁴ Vgl. E. Fink, *Metaphysik und Tod*. Stuttgart 1969, 207 u. M. Müller, *Der Kompromiß*. Freiburg 1980, 85f.

⁵ Neben der Todesangst gibt es aber offenbar auch eine Todessehnsucht: Der Schweizer Psychiater Gion Condrau (*Der Mensch und sein Tod*. Zürich 1984) gewann in seiner Praxis die „Gewissheit, dass die Todessehnsucht zumindest ebenso häufig und ubiquitär ist wie die Todesfurcht und dass schließlich beide Phänomene untrennbar miteinander verbunden sind.“ (vgl. aaO., 202). Todessehnsucht und Todesangst sind psychologische Grunddaten, nicht gegeneinander auszugleichen. Todessehnsucht aus Angst vor dem Leben, die ihrerseits wieder gründet in der Angst vor dem Tode im weiteren Sinn: Trennung, Misslingen, Schuld. Auch die Suizidtendenz ist „häufig auf die nicht mehr ... erträgliche Todesangst zurückzuführen“ (ebd.), vielleicht ein Versuch, den drohenden Tod durch Vorwegnahme zu bewältigen.

„Ich habe doch noch gar nicht recht gelebt!“

Das ist das Motiv der Torschlusspanik. „Je unreifer der Mensch sein Leben bis ins Alter hineingerettet hat, desto vehementer versucht er, angesichts der sich nähernden Todeswahrscheinlichkeit die Flucht zu ergreifen.“⁶ Es ist das ungelebte Leben, das am wenigsten abtreten will, wie schon Nietzsche bemerkt hat und noch früher manches alte und neuere Märchen erzählt.⁷ – Je früher einen dieser Schrecken erfasst desto besser. Denn nun hat man die Möglichkeit, sein Leben kritisch zu sichten, oberflächliches Zeit-Vertun zu beenden und echte Lebenschancen zu ergreifen.

„Die Ungewissheit darüber, was ‚nachher‘ kommt, bedrückt mich“

Was nach dem Tod kommt, ist dunkel, ungewiss. Ungewissheit ist schwer auszuhalten, zumal eine so vollständige. Warum? Vielleicht ist es nicht so sehr die Ungewissheit als solche, die Angst macht, sondern die darin liegende Möglichkeit, etwas Schlimmes könne bevorstehen. Was könnte dieses Schlimme sein? Ist es die „Konfrontation“ mit dem Weltenrichter, das endlich ehrliche Urteil über sich selbst und eine jenseitige Bestrafung? Diese Gedanken sind zwar nicht modern, und man zuckt gern skeptisch die Schultern, wenn sie in der Öffentlichkeit genannt werden. Aber im Geheimen mit sich hilft keine öffentliche Mode; da weiß man, dass in diesen Fragen das Wunschdenken nicht hilft. So kann es schon sein, dass jemand davor Angst hat. Gegen diese Anfälle von Angst vor dem Tode hat schon der griechische Philosoph Epikur als Heilmittel folgenden Gedanken vorgebracht: „Dein Tod ‚ist‘ nicht; denn solange du bist, ist dein Tod nicht; und sobald er ist, bist du nicht mehr.“⁸ Modern: Solange du bei Bewusstsein bist, lebst du; wenn der Tod kommt, schwindet als erstes dein Bewusstsein. Ohne Bewusstsein aber, das an ein funktionierendes Gehirn gebunden ist, gibt für dich nichts Schlimmes. Mit anderen Worten: Mit dem Tod ist alles aus. – Aber eben diese Möglichkeit, die als Trost gedacht war, erweist sich als letzter Grund der Angst vor dem Tod.

„Ich ängstige mich vor dem kommenden Nichts“

Sie ist Teil der Epikureischen „Lösung“. Doch deren Sensualismus löst nicht die jetzige Angst, dass sich *alles* ins Nichts auflöst; dass nichts bleibt, auch nicht vom Gelebten. Wenn es so ist, werden alle Unterschiede – auch die von Schön und Hässlich, von Tief und Flach, von Edel und Zynisch – nachträglich gleichgültig, keiner ist endgültig. Alles löst sich ins Nichts auf. Ausgerechnet Simone de Beauvoir hat der Empfindung, die sich bei diesem Gedanken einstellen kann, eine

⁶ AaO., 217.

⁷ „Was vollkommen ward, alles Reife – will sterben! (...) Aber alles Unreife will leben.“; vgl. F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra* IV 9, in: Ders., Werke in sechs Bänden. Hrsg. von K. Schlechta, Bd. 3. München 1980, 556.

⁸ Epikur (*341 v. Chr.), *Brief an Menoikeus*, Nr. 3.

klassische Formulierung gegeben: „Manchmal ist mir der Gedanke, mich in nichts aufzulösen, genauso abscheulich wie früher. Voller Melancholie denke ich an all die Bücher, die ich gelesen, an all die Orte, die ich besucht habe, an das Wissen, das ich angehäuft habe und das nicht mehr da sein wird. All die Musik, die ganze Malerei, die ganze Kultur, so viele menschlichen Beziehungen: plötzlich bleibt nichts mehr (...). Dieses einmalige Ganze meiner persönlichen Erfahrungen mit ihrer inneren Konsequenz und ihren Zufällen: die Pekinger Oper, die Stierkampfarena von Huelva, die hellen Nächte von Leningrad, das Geläut der Glocken bei der Befreiung ... all das wird niemals wieder auferstehen. (...) Nichts wird stattgefunden haben.“⁹

Muss man dagegen nicht Protest erheben? Aber zugleich weiß man: Er ist hilflos, sinnlos! Oder gibt es trotz allem die Hoffnung, die de Beauvoir mit dem Wort „auferstehen“ nennt, aber zugleich resignativ abschreibt? Das müssen wir zunächst offenlassen. Nur so viel lässt sich schon jetzt sagen: Die Ungewissheit bleibt; auch die Auflösung ins Nichts ist keineswegs gewiss. Ein Resultat kann man schon jetzt festhalten: Die Angst vor dem Tod ist überwindbar, wenn man seinen Teil zu einem guten und wirklich erfüllten Leben beigetragen hat und wenn man daran glaubt, dass man nicht aus Gottes Hand herausfallen kann.

Den Tod verdrängen oder bedenken?

Wenn wir dem Tod nicht entkommen können, ist es dann nicht am besten, einfach zu leben und den Gedanken an den Tod aus dem Bewusstsein zu drängen? Eine gewisse Unterstützung bietet dabei ein Abwehrmechanismus, der tief in unserer Natur verankert zu sein scheint. Er scheint das animalische Gegengewicht dazu zu sein, dass wir als einzige Lebewesen mitten im Leben, nicht erst kurz vor dem Ende, ein Wissen vom Sterben müssen haben.

Ich lebe, ich werde nicht sterben! Drei Zeugen für diesen vitalen Glauben seien angeführt; zunächst Tolstoi: „Jener bekannte Syllogismus¹⁰ war ihm ein ganzes Leben lang sehr richtig in bezug auf Cajus erschienen, in keinem Falle aber in bezug auf sich selber. (...) Cajus ist sterblich, und es ist ganz in Ordnung, dass Cajus stirbt, aber ich, Wanja Iwan Iljitsch, mit allen meinen Gedanken und Gefühlen – das ist eine ganz andere Sache.“¹¹ – Dann Sigmund Freud: Im Unbewussten ist „jeder von uns von seiner Unsterblichkeit überzeugt“;¹² so oft wir uns den eigenen Tod vorstellen, tun wir das im beruhigten Gefühl, das als lebendige Zuschauer zu tun! – Schließlich Martin Heidegger: „Man stirbt“: aber

⁹ Vgl. S. de Beauvoir, *Der Lauf der Dinge*. Hamburg 1970, 622f.

¹⁰ „Alle Menschen sind sterblich. Nun aber ist Cajus ein Mensch. Also ist Cajus sterblich.“

¹¹ Vgl. L. Tolstoi, *Der Tod des Iwan Iljitsch*. Stuttgart 1992, 57f.

¹² Vgl. S. Freud, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in: Ders., Studienausgabe. Hrsg. von A. Mitscherlich u.a., Bd. 9. Frankfurt 1974, 49.

doch nicht gerade *ich* und wenn schon, dann irgendwann, jedenfalls jetzt und morgen nicht! Diese Überzeugung, vor dem Tod gesichert zu sein, steht im Widerspruch zur Erkenntnis, dass alle Menschen sterben müssen; aber dieser Widerspruch wird verdrängt.¹³

Aber dieser in unserer Gesellschaft weit verbreiteten Tendenz zum Wegdrängen stehen mannigfache, gegenteilig gerichtete Mahnzeichen gegenüber. Auf dem Spaziergang durch einen alten Friedhof finden wir Grabinschriften wie die folgende: „Wir waren, was ihr seid. Ihr werdet sein, was wir sind.“ Und die schön gemalte Sonnenuhr an der Wand trägt die Umschrift „Hora patet, ultima latet“ („Du siehst, welche Stunde jetzt ist, deine letzte kennst du nicht.“). Lang klingt auch das Wort nach, das das Austeilen der Asche am Aschermittwoch begleitet: „Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris“ („Mensch, bedenke dass du Staub bist und zum Staub zurückkehren wirst!“).

Wozu aber an den Tod denken, wenn man nichts gegen ihn machen kann? Entkommen kann man ihm zwar nicht, aber man kann sich auf sein Kommen vorbereiten, so dass er weniger Schrecken in sich hat, weil man für ihn bereit ist (vgl. S. 405). Schließlich kann der Gedanke an den Tod auch eine positive Rolle spielen für die Entschiedenheit, das bestmögliche Leben zu führen: „Wenn ich eine Entscheidung zu treffen habe, dann stelle ich mir vor, bei welcher Entscheidung ich mich in meiner Todesstunde, wenn ich auf mein ganzes Lebens zurückschau, am besten fühlen werde, – und entsprechend werde ich wählen.“¹⁴ Von daher stellt sich freilich auch eine Frage an die Theoretiker des Todes als eines personalisierenden Faktors im Leben:¹⁵ Kann das Denken an den Tod eine positive Funktion für das Erreichen des Lebenssinns haben, ohne dass dabei der Gedanke an eine „Bilanz“ oder ein Gericht beansprucht wird, der doch ein gewisses Überleben voraussetzt? Ich glaube nicht.

Der vorzeitige, der sinnlose, der ungerecht verhängte und grausame Tod

Bisher war Thema der „gewöhnliche“ Tod, der einmal nach einem „normalen“ Leben kommt, den man als dessen natürliches Ende hinnehmen muss und kann. Nun gibt es aber drei Weisen des Todes, die kaum oder gar nicht zu akzeptieren sind, weil man gerade nicht „betagt und lebenssatt“ sterben darf.

Da ist zunächst der „zu frühe“ Tod von Kindern und jungen Menschen, der für sie selbst (und mehr noch für ihre Eltern und Geschwister) ein schweres Schicksal ist. Und da ist der sinnlose Tod, in dem Menschen von anderen leicht-

¹³ Vgl. M. Heidegger, *Sein und Zeit*. Halle 1927, 253.

¹⁴ Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen und erläuternde Texte*, n. 186. Übers. und erl. Von P. Knauer. Graz u.a. 1984, 80 (sinngemäß).

¹⁵ S. oben S. 402f. sowie Anm. 4 u. 13.

fertig für ihre oberflächlichen Ziele verbraucht werden (wie oft im Krieg oder durch unnötig gefährliche Umstände der Arbeit).

Und da ist vor allem die zu Unrecht angedrohte Todesstrafe. In diesem letzten Fall geht es darum, dass man in eine Wahlsituation gestellt wird, in der es um Leben oder Tod geht. Hier kann man den Tod nicht verdrängen, er drängt sich auf, und zwar als Möglichkeit, der man ausweichen kann. Mit der Androhung des Todes kann man Menschen zu vielem zwingen. Aus Furcht vor dem möglichen Tod vermeiden Menschen sehr vieles und sind zu vielen Schandtaten bereit. Andere aber sind der Meinung, dass das *bloße* Leben der Güter Höchstes nicht sei. Sie wollen lieber ihr Leben riskieren statt es in einer Weise zu leben, die sie für unehrenhaft halten. Hier ist die Stelle in unserer Geschichte, wo das allgemeine Vertrauen auf Gott sich in der Überzeugung einer jenseitigen Vollendung des Menschen äußert; hier ist das Nadelöhr, durch das das Licht des jenseitigen Lebens scheint.

Die große Wahl

Betrachten wir diese Situation zunächst vom Standpunkt derer, denen sich die Entscheidung zwischen Leben und Tod selbst stellt! Hier ist die Stelle, wo der sonst recht nüchterne Plato den ungerecht zum Tode verurteilten Sokrates von einem Leben jenseits des Todes sprechen lässt, um den Freunden verständlich zu machen, warum er die Möglichkeit zur Flucht nicht nützt, warum er dem Tode gelassen entgegengeht, warum er die Schüler nicht zur Rache an den ungerechten Richtern aufruft.¹⁶ Hier ist auch die Stelle, wo sich die biblische Religion – die lang Jahrhunderte hindurch den Unsterblichkeitsauffassungen ihrer kulturellen Umwelt fast keinen Eingang gewährte – öffnet und in den Makkabäer-Büchern klar den Gedanken einer Auferstehung der Märtyrer fasst, wobei noch ein bei Sokrates so nicht deutlicher Gesichtspunkt hinzukommt: der Appell an die Treue dessen, der mit seiner Schöpfung und mit seiner Erwählung das „Versprechen“ verbunden hat „Ich verlasse dich nicht“: „Als Eleazar dem Tode nahe war, seufzte er und sprach: Der Herr, der die heilige Erkenntnis hat, weiß, dass ich die Schläge und großen Schmerzen, die ich an meinem Leibe ertrage, und den Tod wohl hätte umgehen können, dass ich sie aber der Seele nach gern erleide, weil ich Gott fürchte.“ (2 Makk 6,30). Und dieselbe Überzeugung spricht auch Jesus aus: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, womit er seine Seele auslöse?“ (Mt 16,26).

¹⁶ Vgl. Platon, *Phaidon*, in: Ders., Werke. Übers. von F. Schleiermacher, Bd. 3. Darmstadt 1974, 1–207.

Die Entscheidung des Publikums

Betrachten wir die Situation nun vom Standpunkt derer, die zuschauen oder davon hören! Auch sie werden zu einer Entscheidung gezwungen, die entweder nach radikaleren Aufschwüngen der Seele ruft oder sie zu Komplizen der unrechten Unterdrückung macht.

Es geht um Folgendes: Soll der Unterdrücker und gewissenlose Tyrann für immer über seine Opfer gesiegt haben? Irdische Gerechtigkeit wird nie so weit kommen, alle Ungerechtigkeit zu beseitigen. Deshalb wagte es schon das altägyptische Denken, die Todesgrenze zu überschreiten und an ein Totengericht mit einem gerechten Ausgleich zu glauben. Auf diesen Gedanken zu verzichten, hieß und heißt auch heute soviel wie: eine prinzipielle Absurdität der Welt zu denken, d.h. achselzuckend eine Struktur des Lebens zu *akzeptieren*, die den moralischen Differenzen gleichgültig gegenübersteht, ja als bloßes Spiel von faktischen Kräften prinzipiell Komplize des unmoralisch Handelnden ist. Das durfte nicht sein.

Es scheint, dass man *auch heute* noch vor die Wahl gestellt ist: sein Herz in einem „schönen Wagnis“¹⁷ über die Sphäre der Sterblichkeit hinauszuwerfen oder ein moralischer Zyniker zu werden. Zwar wird dieses Wagnis heute so wenig wie damals vom gesellschaftlichen Konsens und von der Wissenschaft abgesichert. Aber die Rede von der Unsterblichkeit (oder von der „Auferstehung“) ist weder am Kaffeetisch noch am Schreibtisch entstanden. Erst dort aber wird sie zum neutralen intellektuellen „Problem“. Als solches ist sie schon deswegen nicht entscheidbar, weil man sich dabei nicht in jener Lebens-Dimension aufhält, in der, wenn überhaupt, eine Art von Einsicht in dieser Frage entstehen kann: Mag diese Einsicht nun Ahnung oder gar feste Zuversicht heißen.

Dem Mut der Blutzeugen – der „Ökumene der Märtyrer“¹⁸ – ist es zu danken, dass sich für uns gewöhnliche Menschen mit unserem gewöhnlichen Tod die Dimension des ewigen Lebens geöffnet hat, in die hineinzuglauben wir sonst vielleicht nicht gewagt hätten. Sie verschließt sich aber auch denen, die sich ihr verschließen. Sie bleibt so lange geöffnet, als das Andenken der Märtyrer gefeiert wird, so lange, als der Psalm gebetet wird, der ihre Haltung ausdrückt: „Ich aber bleibe immer bei dir, / du hältst mich an meiner Rechten. / Du leitest mich nach deinem Ratschluss/ und nimmst mich am Ende auf in Herrlichkeit. / Was hab ich im Himmel außer dir? / Neben dir erfreut mich nichts auf der Erde. / Auch wenn mein Herz und mein Leib verschmachten, / Gott ist der Fels meines Herzens/ und mein Anteil auf ewig.“ (Ps 73,23–26).

¹⁷ Vgl. aaO., 114C (S. 195).

¹⁸ Vgl. Johannes Paul II., *Predigt vom 26.06.2001 anlässlich der Seligsprechung ukrainischer Märtyrer*, n. 4 (nachzulesen unter: www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/homilies/2001/documents/hf_jp-ii_hom_20010627_ucraina-beat_ge.html).